

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Ver schwörung.

8)

Von H. Ranc.

aus Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Ja, schon,“ begann Degrange. „Ich bin ihr von dem Augenblicke an gefolgt, als sie von Ihnen kam, fügte er mit einer gewissen Nachlässigkeit hinzu, „bis zu ihrer Wohnung. Mit dem Mädchen ist nichts zu machen. Geben Sie sich nicht mehr damit ab, das ist meine Sache. Ich habe offenes Spiel mit ihr gespielt. Sie will sich nicht verkaufen, und leicht zu erschrecken ist sie auch nicht. Sie hat einen Plan, aber welchen? Wir werden später sehen. Für jetzt wollen wir an ernste Dinge denken. Es ist unnütz, daß Sie heute, wie Sie beabsichtigten, nach der „Heimsuchung“ gehen, um Rocherenil und den Abbé Georget zu verhören. Warum wollen Sie sich bemühen, den beiden beizubringen, daß Sie nichts wissen und ihnen Gelegenheit geben, sich über Sie lustig zu machen? Rühren Sie sich nicht eher, als bis Sie neue Befehle haben. Wenn ich etwas habe, werde ich Sie benachrichtigen. Uebrigens liegt der Knotenpunkt der Sache nicht da, wo wir vermutheten. Wir haben von Anfang an eine falsche Richtung eingeschlagen.“

„Sie glauben . . .“ sagte Drault, nur um ein Wort anzubringen, denn der arme Richter war von dieser Reihe von Keulenschlägen, die er über den Kopf bekommen hatte, ganz betäubt.

„Ich bin dessen sicher,“ fuhr Degrange fort. „Wir dachten, daß Rocherenil der erste Führer, der „Zensor“, wie sie sagen, der Division der „blauen Brüder“ wäre, ebenso wie Malet der Militärsensor war. Wir irrten uns. Rocherenil und Abbé Georget sind wahrscheinlich nur die Häupter der Zenturie des Westens. Beweis ist, daß der Rath der Gesellschaft kürzlich zusammengetreten ist und daß die Zensoren dabei waren. Wir haben einen genauen Bericht.“

„Nach der Verhaftung von Rocherenil?“ fragte Drault.

„Ja, nach seiner Verhaftung. Ueber einen einzigen Punkt waren wir gut unterrichtet, darüber, daß der Sitz der Zensoren nach Poitiers verlegt worden ist. Von hier aus beabsichtigten sie zu handeln. Ich brauche die Polizei-Kommission der Stadt nicht zu sehen, noch will ich von ihnen gekannt sein. Verlangen Sie genaue Notizen von ihnen über alle Fremden, die sich in Poitiers befinden könnten. Nach denselben Gesichtspunkten sollen sie Nachforschungen in der Umgegend veranlassen. Das übrige ist meine Sache. In einigen Tagen werde ich wieder bei Ihnen vorsprechen. Ah, ich vergaß, geben Sie in der „Heimsuchung“ den Befehl, daß man Rocherenil mit dem Abbé Georget zusammen kommen läßt. Ihr ergebener Diener, Herr Untersuchungsrichter.“

Und Degrange ging hinaus, Herrn Drault ganz zerschmettert zurücklassend. —

V.

Herr Descoffes, der Oberinspektor des Departements-Gefängnisses in Poitiers, hielt sich für einen kühnen Mann.

Im Sommer mit einer so blendenden Weste angethan, daß sein Gesicht darüber kupferfarben erschien, im Winter in einen Mantel mit vierfachen Kragen gehüllt aus Furcht vor Zugwind, so trottete er durch das Gefängniß, bewaffnet mit dem klirrenden Schlüsselbund und die Vorsehung bittend, über das Departement Wienne in reicher Fülle Verbrechen und Vergehen anzugreifen. Denn Herr Descoffes hatte für die Kost der Gefangenen zu sorgen. Er behandelte die wohlhabenderen unter ihnen ganz nach ihren Verdiensten, das heißt, nach dem Stand ihrer Börse, und wachte darüber, daß die andern nicht Hungers starben. Beispielsweise gab es: des Morgens eine magere Suppe, oder richtiger, ein wenig Kraut in heißem Wasser und ein Pfund Schwarzbrot; nachmittags einen Topf voll Erbsen, in Wasser mit etwas Salz gekocht. Mitunter war das Salz theuer; dann that Frau Descoffes, die Leiterin der Küche in der „Heimsuchung“, keines in den Topf. Herr Descoffes bevorzugte die Gefangenen, die Geld hatten, aber er verabscheute auch die gewöhnlichen Sträflinge nicht. Er hatte bemerkt, daß er im Laufe des Jahres, wenn ein Liard*) zum

andern, ein Sou zum andern gekommen war, aus dem heißen Wasser, dem Kleienbrot und den ungeschälten Erbsen einen beträchtlichen Nutzen zog. Und dann forderten die Selbstbelästigten immer mehr; sie waren nie zufrieden. Sie knauserten dazu. Die armen Teufel dagegen beklagten sich nicht aus Furcht vor der Dunkelzelle, oder wenn sie sich beklagten, hörte man sie nicht an.

Wie die Zeiten sich geändert haben! Jetzt hat man es in den Gefängnissen viel besser. Wenigstens haben es die Reichen besser, denn sie werden nicht mehr vom Gefängnisinspektor ausgebeutet, sie fordern ihre Portion aus der Weinhandlung an der Ecke oder aus dem nächsten Restaurant. Aber die Armen! Ach, bei den Armen ist die Sache immer dieselbe! Immer Wasseruppe, immer Kleienbrot, das, an die Wand geworfen, dort kleben bleibt, immer schlecht gekochte Erbsen! Die mit der Revision beauftragten Inspektoren behaupten allerdings, daß die besagten Erbsen in vorzüglichem Fett schwimmen. Ich vergaß eine Verbesserung: früher erhielten die Gefangenen die geschmälzte Suppe nur des Sonntags, jetzt aber zweimal wöchentlich.

Descoffes hatte keinerlei politische Ansicht; aber im Grunde fühlte er sich zum alten Régime hingezogen. Im Beginn seiner Laufbahn hatte er als Hilfsinspektor einige Söhne aus hochstehenden Familien zu bestrafen gehabt und niemals ähnliche Einnahmekquellen wiedergefunden.

Descoffes war sehr wachsam und ließ nie einen andern die Munde machen. Er hatte drei Munde pro Tag angefeht und nichts in der Welt hätte er sein Reglement überschritten. Doch wagte er sich, da er eine feige Memme war, nicht allein auf den Weg, um die Munde zu machen. Sich jemals in der Nacht aus dem Gefängniß heraus zu wagen, zu einem solchen Akt von Heroismus hätte ihn niemand gebracht. Wovor fürchtete er sich? Er hätte es nicht zu sagen gewußt. Er fand, daß die Umgebung seines lieben Gefängnisses düster und schwarz war. Es gab dort große Gärten mit riesenhaften Bäumen, deren Anblick Herrn Descoffes Furcht einflößte.

Herr Descoffes liebte aber auch den Scherz. Er war sanft und nachgiebig gegen die Gefangenen, die Geld hatten. Strenge Maßregeln zerrissen ihm das Herz. Gewiß, er befolgte das Reglement nach dem Buchstaben, aber er milderte die Härten desselben durch schöne Redensarten. Er fürchtete stets, seinen Pensionären gegenüber nicht zartfühlend genug zu sein; wenn er sie tranzig sah, blutete ihm das Herz, Thränen und Abschiedszänen konnte er nicht ertragen. Als z. B. nach dem Attentat des Rivose*) der Vater Rocherenil's nach den Seychellen transportirt werden sollte, wartete er, der der ganzen Sache fremd gegenüberstand, von Tag zu Tag auf seine Freilassung. Statt dessen traf der Befehl zur Deportation des ehemaligen Konventmitgliedes ein. Als der treffliche Descoffes die Ordre erhielt, war Frau Rocherenil, die ihren Gatten täglich besuchte, gerade in der „Heimsuchung“. Descoffes hätte sie benachrichtigen können, aber dann wäre er Zeuge des Schmerzes der Gattin gewesen, er hätte ihrem herzzerreißenden Abschied beimohnen müssen. Vielleicht wäre Frau Rocherenil auch nach der Präfectur geeilt, um die Erlaubniß zu erbitten, daß ihre Kinder den Vater ein letztes Mal umarmen könnten. Das gefühlvolle Herz Descoffes' hätte bei einem solchen Anblick zu sehr gelitten. So behielt er den Befehl für sich und theilte ihn Rocherenil erst im Moment der Abreise mit. Rocherenil, der so unvermuthet dadurch überrascht wurde, war ohne Geld, ohne Mantel und fast ohne Wäsche. „Ach der arme Mann,“ rief Descoffes da, wer hätte auch ahnen können, daß er sein Gepäck nicht bereit hatte?“

Kurz, wenn Descoffes bei einem Angeklagten die „peinliche Frage“ in Anwendung zu bringen gehabt hätte, so würde er ihm die Beine ausgereckt und die Knochen ohne Zaudern gebrochen haben, aber er hätte dabei Thränen im Auge zerdriickt; und als er den Auftrag erhalten hatte, Piegru im Gefängniß zu erdroffeln, bat er ihn, bevor die Schlinge zugezogen wurde, seine Entschuldigung und die Versicherung seines aufrichtigsten Bedauerns entgegen zu nehmen. Im übrigen war er, wie man sieht, der beste Mensch von

*) Liard, kleine altfranzösische Kupfermünze.

*) Rivose, eigentlich Schneemonat, ein Monat des französischen Revolutionskalenders vom 21. Dezember bis zum 10. Januar.

der Welt und das Muster eines Gefängnisinspektors. Er hat Schule gemacht.

Das Gefängnis „zur Heimjuchung“ war, wie sein Name sagt, ein ehemaliges Nonnenkloster. Bevor es diesen frommen Damen gehörte, trug dieses Haus den Namen Hotel Irland oder Hotel des Ecoffais. Es soll von einem gelehrten Schotten namens Robert Irland erbaut worden sein, der Professor an der Universität von Poitiers und ein vertrauter Freund Robela's gewesen war. Die Ueberlieferung berichtet, daß die beiden gern gemeinsam zechten.

Als die Nonnen einige Sous zusammengespart hatten — Poitiers ist stets ein gesegneter Boden für die geistlichen Orden der verschiedensten Farben gewesen — kauften sie das Hotel von der Familie Irland und vergrößerten es beträchtlich. Dort, versichert man, erfanden sie ein feines Konfekt, das sie Engelskonfekt nannten. Wahr ist es allerdings, daß die Heimjuchungsschwester von Niort ihnen diese Ehre abstreiten. Wie dem auch sei; in der Revolutionszeit wurde das Kloster in ein Gefängnis umgewandelt. Schlimm war es für die Gefangenen, daß die Nonnen ihre Möbel mitgenommen hatten. So blieb nichts übrig als die Höfe, in denen das Gras so hoch wuchs, daß man es abmähen konnte, die vergitterten Fenster und die kalten, nackten Zellen.

Die „Heimjuchung“ ist ein ungeheures Gebäude, das zu der Zeit, in der wir uns damit beschäftigen, fast vollständig von riesigen Gärten umgeben war. Alle diese Gärten erstreckten sich in mehr oder weniger steilen Abhängen bis zum Boulevard du Grand Cerf, dem Faubourg Pontachard und dem Sumpf von St. Hilarius, der jetzt ausgetrocknet ist. Das Gefängnis war auf einer Seite von einer sehr schmalen Straße, der Rue de la Visitation und auf der anderen von einem kleinen Theile der Rue de la Ecoffais begrenzt. Am äußersten Ende der Rue de la Visitation, dort, wo die Straße sich in eine Art Treppe verwandelte, fiel die Umfassungsmauer so steil ab, daß man hier die Aufstellung eines Wachtpostens selbst in der Nacht unterließ. Die Rue de la Ecoffais bildete in ihrem an das Gefängnis anstoßenden Theile den Weg der Kunde, und des Abends verriegelte man beide Thore am Ende des Gäßchens, das sich so während der Nacht vollkommen abgeschlossen befand. Die rechte Seite des Gäßchens wurde durch Gärten und die Nebengebäude der Häuser in der Rue des Hauts-Treilles gebildet, die linke Seite durch eine Mauer von 4—5 Meter Höhe. Diese Mauer war von einigen Thüren durchbrochen, durch die man in die Gärten eintreten konnte. Am Fuße der Hügel und Gärten der „Heimjuchung“ befand sich, wie bereits erwähnt, jenseits der Boulevard du Grand-Cerf, der Sumpf von St. Hilarius, eine schlammige, übelriechende Fläche, welche diesen Theil der Stadt sehr ungesund machte. Eine große Zahl von Arbeitern war dort beschäftigt. Kurz, die Gärten, welche die „Heimjuchung“ umgaben, standen mit einem Theile der oberen Stadt durch die Rue des Hauts-Treilles und mit dem anderen durch den Boulevard und den Faubourg du Grand-Cerf in Verbindung.

Es war der erste Sonntag im September, der Tag, für den der alte Herr mit den zimmetfarbenen Weinkleidern Juliette Lefrançois in der St. Hilariuskirche um eine Zusammenkunft gebeten hatte; derselbe Tag, an dem Degrange, der Direktor im Privatdienste des Herzogs von Rovigo, dem Untersuchungsrichter anheim gestellt hatte, Pierre Rochereuil und den Abbé Georget mit einander verkehren zu lassen.

Rochereuil befand sich in seinem Zimmer, das ziemlich geräumig, aber sehr wenig möblirt und stark vergittert war und dessen einziges Fenster auf den Gefängnishof hinausging. Er ging nachsinnend auf und nieder, schien aber weder traurig noch sorgenvoll zu sein. Dieser Berschwörer, der hier eingekerkert und zur Unthätigkeit verurtheilt war, schien sich dessen garnicht bewußt zu sein. Er dachte nach, nicht wie ein Denker, der sich in sein Inneres zurückzieht, sondern wie ein zum Handeln entschlossener Mann. Im übrigen war er sehr ruhig und schien fast gut gelaunt. Ohne hübsch zu sein, besaß Pierre Rochereuil doch etwas Anziehendes. Die nach der Mode der Zeit von einigen Locken bedeckte Stirn war nicht sehr hoch, aber sie hatte von einer Schläfe zur anderen eine auffallende Breite. Das Auge — dieses klare, blaue Auge, welches beide Rochereuil's von ihrer Mutter hatten — war je nachdem zärtlich oder von kalter Härte im Ausdruck. Der schön gezeichnete Mund zeigte ein jugendliches, fast kindliches Lächeln, obgleich Rochereuil schon dreißig Jahre alt und vom Schicksal hart geprüft worden war. Die Lippe war ein wenig sinnlich, das starke,

edige und fast rechtwinklige Kinn deutete auf eine unerschütterliche Festigkeit, einen ausdauernden Willen, den nichts bezähmen konnte.

Ziemlich sonderbar war es, daß Rochereuil, der sich gewöhnlich sehr einfach kleidete, im Gefängnis elegant gekleidet ging. Er trug einen Ueberrock mit kleinem Kragen und gefalteten Ärmeln, hirschlederne Weinkleider und Stiefel mit Aufschlägen und gefalteten Schaft. Zwei Filzhüte, der eine sehr hoch, der andere außerordentlich klein, hingen an der Wand. Seit dem Morgen war er so gekleidet. Seine Theorie war, daß er erstens im Gefängnis stets wenigstens zwei Pläne zur Flucht bereit haben und daß er zweitens immer zum Ausgehen bereit sein müsse, wenn ein Zufall sich bieten sollte.

Rochereuil's Promenade im Zimmer wurde durch Herrn Descosses unterbrochen, der eintrat, nachdem er mit zwei beiseitigen Schlägen angelopft und vorher draußen gehorcht hatte.

„Guten Tag, lieber Herr, wie geht es denn mit der Gesundheit?“ fragte er, sich in der Thür zeigend.

„Nicht schlecht, Herr Descosses, nicht schlecht. Sie wissen, es giebt nichts Gesünderes als das Gefängnis. Das besänftigt, das beruhigt, das beruhigt fast zu sehr. Wenn Frau Descosses mir nur von Zeit zu Zeit etwas Gesellschaft leisten wollte...“

„Immer heiter, immer liebenswürdig, dieser gute Herr Rochereuil! Ach, welch' angenehmer Gefangener sind Sie doch! Meine Gattin kann, wenn es ihr gefällt, gern zu Ihnen kommen. Gott sei Dank, sie ist aus dem Alter heraus, wo... Gleichviel, Sie sind mir sehr angenehm. Ach, wenn man nur solche Gefangenen wie Sie hätte! Ich beklage mich nicht etwa über den Herrn Abbé, aber er ist nicht so gesprächig wie Sie, er ist stolzer! Da fällt mir ein, finden Sie nicht, daß ich heute Morgen so scherzhaft bin und so zufrieden aussehe?“

„Wirklich, Herr Descosses, in der That. Sind in der Nacht etwa viele neue Gefangene angekommen, die Sie zu belästigen haben?“

„Nein, mein Herr, nein. Aber ich habe Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zimmerluft und Heizung.

Durch das Heizen soll den Wohnräumen nicht nur eine höhere Temperatur verschafft werden, sondern es sollen dabei auch die gesundheitlichen Verhältnisse möglichst günstig für die Bewohner gestaltet werden, und von diesem Standpunkt aus betrachtet ist das Heizen nicht sowohl eine Leichtigkeit als vielmehr eine kleine Kunst.

Die Hauptregel für die Kunst des Heizens ist die, daß die Zimmer eine Temperatur erhalten, die weder ein Frostgefühl der Bewohner ausstommen läßt, noch auch eine Uebererwärmung derselben herbeiführt. Nun ist aber das Wärmebedürfnis der einzelnen Personen je nach ihrem Alter, ihrer Körperbeschaffenheit und ihrer Beschäftigungsart sehr verschieden. Trotzdem giebt es Temperaturhöhen, die den durchschnittlichen Wärme-Anforderungen befriedigend entsprechen. Für das Wohnzimmer ist eine Temperatur von 17 Grad bis 19 Grad Celsius am geeignetsten, für das Kinderzimmer passen am besten 18 Grad bis 20 Grad, für das Schlafzimmer 14 Grad bis 16 Grad, für das Krankenzimmer 16 Grad bis 20 Grad und für Räume, in denen körperliche Arbeiten verrichtet werden, je nach der damit verbundenen Anstrengung 10 Grad bis 17 Grad Celsius. Daß diese Temperaturen in den entsprechenden Räumen wirklich vorhanden sind, dafür birgt nicht eine ungefähre Schätzung, sondern nur eine wiederholte Beobachtung des Thermometers. Aber auch dieses wird nur dann richtig die mittlere Temperatur eines Zimmers angeben, wenn es zweckentsprechend aufgehängt ist. Zunächst soll es in einer Höhe von 1,6—1,8 Meter über dem Boden, also etwa in Kopfhöhe, seinen Platz finden. Hängt es höher, so wird der Quecksilberstand durch die oberen, wärmeren, hängt es tiefer, so wird er durch die unteren, kühleren Luftschichten beeinflusst. Ferner soll es 2—3 Meter von dem Ofen entfernt sein, damit es nicht von der strahlenden Wärme desselben getroffen wird. Auch die Wand, an der das Thermometer befestigt ist, ist nicht gleichgültig. Außenwände, die also mit der einen Seite an die freie Luft grenzen, werden im Winter stets stark abgekühlt und lassen daher das Quecksilber sinken. Deshalb ist es am empfehlenswerthen, das Thermometer an einer Wand anzubringen, deren Rückseite an ein nicht geheiztes, aber trotzdem nicht übermäßig kaltes Zimmer stößt.

Eine zu hohe Zimmertemperatur wirkt in mehrfacher Weise schädigend auf den Organismus ein. Erstens wird durch sie die Haut verwehlicht, so daß sie leicht zu Erkältungen neigt, wenn der Körper unvermittelt niedrigeren Temperaturen ausgesetzt wird. Man zieht sich also gerade das zu, was man durch das Heizen vermeiden will. Sodann aber bringt die Ueberheizung auch eine zu starke Austrocknung der Zimmerluft mit sich. Die trockene Zimmerluft nimmt zu ihrer Sättigung Feuchtigkeit aus den Schleimhäuten der Luftwege, deren Widerstandsfähigkeit bei fortgesetzter Austrocknung

herabgekehrt wird, so daß an diesen Stellen die Aufsteigerung von Krankheitskeimen leichter vor sich geht. Außerdem ist es besonders die Trockenheit der Luft, die Unbehaglichkeit und nervöse Reizbarkeit hervorruft. Man ist nicht selten der irrthümlichen Ansicht, daß es der zu niedrigen Temperatur zuzuschreiben ist, wenn man sich in einem Zimmer unwohl fühlt. Es wird dann immer noch mehr eingeheizt, aber statt daß das Uebelbefinden schwindet, steigert es sich. Der Austrocknung der Zimmerluft läßt sich dadurch vorbeugen, daß man mit Wasser gefüllte Gefäße in den Ofen setzt, deren Wasser infolge der Erwärmung allmählig verdunstet. Noch besser ist ein öfteres Öffnen der Fenster, damit die feuchte Außenluft eindringen kann. Eine Erkältung durch den kalten Luftstrom ist nicht zu befürchten, wenn man sich während der zeitweiligen Öffnung des Fensters in der Mitte des Zimmers aufhält. Wer besonders empfindlich ist, kann auch noch die Vorhänge gebrauchen, nur den oberen Fensterflügel zu öffnen. Die kalte Luft wird dann, während sie herabsinkt, erwärmt, bevor sie mit den Bewohnern des Zimmers in Berührung kommt. Ueberhaupt soll die Lüftung stets die Gegenforderung zu der Heizung bilden. Selbst da, wo es sich nicht um eine übermäßige Austrocknung der Zimmerluft handelt, ist die Zufuhr von frischer Außenluft nöthig, um der Verunreinigung der Zimmerluft entgegenzuarbeiten.

Schon die Menschen, die sich in einem Wohnraum aufhalten, verursachen eine Verunreinigung der vorhandenen Luft durch die Ausathmung, die Gerüche, die den Kleidern und Speisen anhaften, und die Staubeentwicklung, die mit den verschiedenen Beschäftigungsarten verbunden ist. Im Winter verstärken sich alle diese Faktoren, da hier die Benutzung der Wohnräume größer ist als im Sommer. Außerdem trägt aber noch die Heizung zur Verunreinigung der Luft bei. Während der Luftstrom durch die Brennstoffschicht streicht, wird anfänglich Kohlenäure gebildet, und ein Theil davon durch Wiederaufnahme von Kohlenstoff aus glühender Kohle wieder in Kohlenoxyd zurückgeführt. Diese Verbrennungsprodukte sollen eigentlich gänzlich in den Schornstein abgeleitet werden, häufig genug ist dies aber nicht der Fall. Die Ofen zeigen Risse und Sprünge, und durch diese tritt der sogenannte Kohlendunst in das Zimmer. Mattigkeit, Uebelkeit, Schwindel und Zittern sind die ersten Folgen dieser Luftverunreinigung. Man sucht die Ursache hierfür überall, nur nicht in der fehlerhaften Beschaffenheit des Ofens. Dort, wo sich die genannten Erscheinungen einstellen, sollte man daher den Ofen auf etwaige Undichtigkeiten prüfen und diese beseitigen. Aber auch abgesehen hiervon, so wird der Ofen auch noch anderweitig die Veranlassung zur Luftverunreinigung. Denn auf dem Ofen lagert sich Staub pflanzlichen und thierischen Ursprungs an, der sich bei den verschiedenen Temperaturen mehr oder weniger rasch zersetzt. Bei Temperaturen, die über 150 Grad Celsius liegen, werden die organischen Staubtheilchen versengt. Die Verbrennung dieser Staubtheilchen, wie sie namentlich bei eisernen Ofen, die oftmals bis zur Rothgluth erhitzt werden, erfolgt, erzeugt einen brennlichen Geruch, der eine Belästigung der Athmungsorgane, der Lippen und Augenlider nach sich zieht. Es soll nun nicht wenig Hausfrauen geben, die jedes Staubtheilchen mit ängstlicher Peinlichkeit von den Möbeln entfernen, die aber an eine Abstäubung des Ofens nicht im geringsten denken, obgleich er es recht nöthig hat.

Wie jedes Ding, so hat eben auch das Heizen seine zwei Seiten. Erst wenn es richtig gehandhabt wird, bringt es uns die angestrebten Vortheile, und wird uns der Ofen in des Wortes weitester Bedeutung thatsächlich — ein warmer Freund. — Leonhard Fink.

Kleines Feuilleton.

c. c. Eine Komödie von Menander. Menander, der im vierten Jahrhundert v. Chr. in Athen lebte, war der Schöpfer der Charakterkomödie. Er war ein Muster von Wahrheit und Anmuth, ein wichtiger, sinnreicher und doch gutherziger Philosoph. Terenz und Plautus waren seine Nachahmer, ja gewissermaßen nur seine Uebersetzer, und der Typus, den er der Komödie verlieh, dauerte Jahrhunderte lang, fast bis zu Molière und Goldoni. Leider hat sich von Menander keine Komödie erhalten. Die Vernichtung aller seiner Werke schreibt man der ersten christlichen Kirche zu, die seine Moral beanstandete, welche nicht gerade allzu locker und frei, aber doch etwas „weidämlich“ war. Im „Journal de Genève“ theilt nun Herr Nicole mit, daß er in einem ägyptischen Papyrus ein schönes Stück einer der berühmtesten Komödien von Menander gefunden habe, die „Der Landwirth“ betitelt ist. Nicole hat die ganze, von Meisterhand geführte Szene veröffentlicht. Sie hat folgenden Inhalt: Ein Sklave theilt der nach kurzer Abwesenheit nach Hause zurückgekehrten Gattin des Titelhelden mit, daß ihrem Gatten ein Unglück zugestoßen sei. Er hat sich mit dem Spaten verwundet, und eine schwere Erkrankung ist eingetreten. Die gute Frau wird vor Schmerz fast ohnmächtig und bittet um Beistand den armen Mann. Bald aber beruhigt sie der Sklave, indem er ihr erzählt, daß ihr Mann bereits auf dem Wege der Genesung, ja fast ganz geheilt sei. Nun ist die Frau plötzlich wie umgewandelt und beschimpft den Mann wegen seiner Eitelhaftigkeit, seiner Grobheit und seiner verruchten Streiche. Es ist eine hochkomische Szene, die mit der menschlichen Natur durchaus im Einklang steht. —

Theater.

— Max Dreyer's neuestes Werk „In Behandlung“, daß bei seiner Erstaufführung in Dresden einen so großen Erfolg

davongetragen, wird im „Berliner Theater“ noch in dieser Spielzeit gegeben werden. —

— Frä. Agathe Barfescu, früher an der Wiener Burg, dann am Raymond-Theater, ist für das Deutsche Theater auf drei Jahre engagirt worden. —

— Das „Theater Unter den Linden“ ist vom 1. August 1898 an ein Konfession, an dessen Spitze Direktor Richard Schulz steht, auf fünf Jahre verpachtet worden. Das Theater wird künftig den Namen „Metropol-Theater“ führen. Die Bühne wird umgebaut. In den Sommermonaten sollen auch „Spezialitäten“ aufzutreten. — Im Winter nicht? —

Kunst.

— Schwarz- und Weiß-Ausstellung. Der seit einem Jahre bestehende Verband deutscher Illustratoren veranstaltet im April des nächsten Jahres in Berlin im Akademiegebäude eine Schwarz- und Weiß-Ausstellung. —

Medizinisches.

t. 50 Fälle von Erkrankung durch X-Strahlen sind von den drei Pariser Aerzten Dudin, Barthelemy und Davis beobachtet und Neulich vor der Pariser Akademie der Medizin besprochen worden. Es wurden zwei Arten von Hauterkrankung unterschieden: Eine langsam eintretende, sich allmählig entwickelnde, aber mit einer Neigung zum Chronischen verharrende. Sie wirt sich auf die Haut der Finger und Hände, welche roth, dick und schmerzhaft wird. Meistens treten Wassergeschwülste hinzu, und die Haut schuppt sich ab. Auch die Nägel verändern sich, neigen zur Spaltung und scheinen lose zu werden, fallen aber selten wirklich ab. Bei der nöthigen Vorsicht und Unterbrechung der Anwendung der X-Strahlen verschwinden diese Erscheinungen allmählig, kehren aber schnell zurück, jedoch in leichterer Form als das erste Mal. Die zweite Art der Erkrankung ist akut und ist leichter zu heben. In diesem Falle handelt es sich entweder nur um eine leichte Rötung der Haut oder auch um Abschuppung derselben, Blasen- und Schorsbildung. —

Aus dem Thierreiche.

— Leuchtende Regenwürmer sind wiederholt sowohl in Europa als auch außerhalb unseres Erdtheils beobachtet worden. Neuerdings berichtet, wie man der „Tägl. Rundsch.“ schreibt, F. Lloyd Bozward von der Auffindung einer Kolonie solcher Würmer in dem geschützten Winkel eines Grasflecks in der Stadt Worcester. Die dünnen, durchsichtigen, gelblichen Regenwürmer sind etwa zwei Zoll lang und leuchten sehr stark. An Abenden, wenn sie nicht herumkriechen, kann man sie durch Stampfen auf dem Boden hervorlocken. Sie kommen sogleich an die Oberfläche und fangen an zu leuchten, als ob sie einen Kampf aufnehmen wollten, anstatt sich, wie andere Würmer, davon zu machen. Das von ihnen ausgestrahlte Licht ist grünlich; wie die älteren Beobachter vergleicht Lloyd Bozward es mit dem der Leuchtkäfer. Auch sonst stimmten seine Wahrnehmungen mit denjenigen überein, die früher an solchen Regenwürmern gemacht worden sind. Es ist erst wenige Jahre her, daß der Berliner Oberlehrer Dr. Mahdorff in einem an der nördlichen Reichbildgrenze Berlins gelegenen Garten eine Kolonie von leuchtenden Regenwürmern beobachtete. Sie zeigten sich immer in den Monaten Juli bis September; dies scheint eine allgemeine Regel für das Auftreten dieser Thiere zu sein, denn die Angaben anderer Beobachter beziehen sich auf dieselbe Jahreszeit und Lloyd Bozward hat seine leuchtenden Würmer augenscheinlich auch während der letzten Wochen oder Monate beobachtet. Das Licht wird ohne Frage von einem Schleim ausgesendet, der die Haut der Würmer und dann auch den von ihnen zurückgelegten Weg bedeckt. Wenn man die leuchtenden Streifen und Punkte untersucht, so fand man oftmals keine Würmer, sondern eben nur ihre Spuren. Auch bedeckten sich Stiefel, Pinzette, Hand und Glasgefäße mit der leuchtenden Absonderung, wenn die Würmer mit ihnen in Berührung gekommen waren. Wurden die Thiere getödtet, so hörten sie zu leuchten auf, sobald der Schleim eingetrocknet war. Wenn es auch feststeht, daß die Leuchtfähigkeit im Winter nicht erlischt, so scheint doch nach Mahdorff's Beobachtungen eine freiwillige Absonderung von leuchtendem Schleim im Winter und im Frühling nicht zu erfolgen und auch innerhalb des Bodens nicht einzutreten. Die von Mahdorff zweimal eingewinterten und im Blumentopfe bei reichlichem Futter und unter offenbar günstigen Lebensbedingungen gehaltenen Würmer kamen im Winter weder aus dem Boden hervor, noch leuchteten sie irgend einmal freiwillig.

Die bis jetzt beobachteten leuchtenden Regenwürmer gehören verschiedenen Arten an. Ihr zerstreutes Auftreten in Europa und Australien, wo man sie anscheinend immer nur in Gärten, Gewächshäusern oder an Topfpflanzen gefunden hat, läßt darauf schließen, daß sie mit Erde, wahrscheinlich aus Südamerika, eingeschleppt worden sind. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Kultur der Veilchenwurzel, des zu Parfümeriezwecken und kosmetischen Präparaten der verschiedensten Art mit Vorliebe verwendeten Wurzelknochen verschiedener Iris-Arten, ist — so schreibt die Frankfurter „Anschau“ — trotz der Beliebtheit und Wichtigkeit der Droge bisher noch immer in ein gewisses Dunkel

gefüllt worden. Die folgenden, von der Leipziger Firma Schimmel u. Co. in Italien eingezogenen Informationen bieten deshalb wohl allgemeineres Interesse. Danach besteht die Kultur der Weilchenwurzel in Italien schon seit mehr als zweihundert Jahren. Man pflanzt die Weilchenwurzel auf den Hügeln und Bergabhängen, niemals im Thale, zumeist in großen sonnigen Waldblöcken oder streifenweise zwischen Weingeländen an, selten auf ausgedehnten Feldern. Sie gedeiht besonders auf steinigem, möglichst trockenem Boden. Sind die Pflanzen einmal gesetzt, so bedürfen sie keiner besonderen Pflege mehr und werden sorglos auf 2-3 Jahre ihrem Schicksale überlassen. Dann aber erfordert der Ausschuit der starken, steigenden Wurzelstöcke, sowie die Reinigung und Herrichtung derselben für den Markt viel Arbeit. Gewöhnlich wird die Wurzel nach dreijährigem Wachsstum geerntet, doch schneidet man sie, wenn der Preis gerade ein hoher ist, auch schon nach dem zweiten Jahre aus. Bei niedrigerem Preisstande lohnt es besser, noch ein Jahr zu warten, da dreijährige Wurzeln üppiger und größer als die jüngeren erscheinen. Das Alter der Wurzel bedingt umgekehrt eine geringere Ausbeute an trockener, versandfertiger Droge, da die jungen zweijährigen Wurzeln etwa 40 pCt., die dreijährigen nur etwa 30-35 pCt. Ertrag an trockener Wurzel liefern. Die frisch geschnittenen Weilchenwurzeln werden erst in Wasser gelegt, damit die äußere, braune Haut sich ablöst, dann auf Terrassen ausgebreitet und etwa 14 Tage lang getrocknet. — Die Wiederpflanzung geschieht entweder sofort oder etwa 14 Tage nach dem Schnitt, und zwar in anderem, ausgerichteten Boden. Das eben abgeerntete Feld muß mindestens ein Jahr Ruhe haben, kann aber während dieser Zeit mit Getreide bebaut werden. Die große Bedeutung, welche die Weilchenwurzel für die in Frage kommenden Distrikte (Toskana und Verona) besitzt, erhellt am besten daraus, daß im Jahre 1895 aus den toskanischen Distrikten etwa 1 000 000 Kilogramm und aus den Veroneser Distrikten etwa 150 000 Kilogramm getrockneter Weilchenwurzel ausgeführt worden sind. —

Astronomisches.

— Ueber die Geschwindigkeit, mit der sich die Fixsterne auf uns zu- oder von uns fortbewegen, war es nach langjährigen vergeblichen Versuchen auf der Greenwicher Sternwarte neuerdings auf dem Potsdamer Observatorium gelungen, durch photographische Aufnahmen der Sternspektren sehr genaue Ergebnisse zu erzielen. Von einer großen Zahl der helleren Fixsterne ist es danach bekannt geworden, um wieviel Kilometer sich diese Himmelskörper in jeder Sekunde von uns entfernen, oder um wieviel sie sich uns nähern. So ergab sich, daß der hellste Stern am Himmel, Sirius im großen Hunde, sich uns in jeder Sekunde um 16 Kilometer nähert, und Procyon im kleinen Hunde um 9 Kilometer. Dagegen entfernt sich der hellste Stern im Stier, Aldebaran um 49 Kilometer in jeder Sekunde von uns, und die helle Capella im Fuhrmann um 24 Kilometer in der Sekunde. Der Polarstern nähert sich uns um 26 Kilometer in jeder Sekunde, während sich der helle Stern in der nördlichen Krone, Gemma, um 32 Kilometer von uns entfernt. Die helle Spica in der Jungfrau nähert sich uns um 16 Kilometer, der hellste Stern im Adler, Altair sogar um 37 Kilometer in der Sekunde. Vor kurzem ist es nun aber dem Amerikaner J. C. Keeler gelungen, diese Fortschritte in der Kenntniß der Bewegungen der Himmelskörper noch bedeutend dadurch zu erweitern, daß er zum ersten Mal diese Untersuchungen mit bestem Erfolg auf jene fernen Nebelwelten ausdehnte, die man als Bildungsstätten neuer Weltkörper betrachtet. Diese schwierigen Messungen der durch die Geschwindigkeit verschobenen Spektrallinien gegen ihre Normallage haben bei dem wundervollen Gebilde am ganzen Himmel, dem berühmten Orionnebel, erkennen lassen, daß sich dies Objekt mit einer Geschwindigkeit von 18 Kilometern in der Sekunde von uns entfernt, und zwar beträgt die Unsicherheit dieser Bestimmung nicht viel mehr als 1 Kilometer. Dies Ergebnis ist noch besonders dadurch merkwürdig, daß es feststellt, der Orionnebel bewegt sich mit derselben Geschwindigkeit von uns fort, die den hellen Orionsternen im Durchschnitt zukommt. Bei mehreren anderen von Keeler gemessenen Nebelflecken sind aber noch bedeutend größere Geschwindigkeiten zu Tage getreten; so fand er bei einem eine Fortbewegung von 48 Kilometern, bei einem anderen eine Annäherung an unsern Standpunkt von 65 Kilometern in jeder Sekunde. — („Voss. Ztg.“)

Bergbau.

— Die Entdeckung der Kohle fällt in das Jahr 1197. Da Holz und andere Brennmaterialien zu dieser Zeit sehr theuer waren, kam ein Schmied aus Lüttich auf die Idee, eine Art schwarzer Erde, die er gefunden, zum Heizen zu verwenden. Dieser Mann hieß Hulloz, und daher wird im Französischen Steinkohle auch houille genannt. Nach authentischen Dokumenten befanden sich denn auch in Belgien bereits 1228 Steinkohlenminen im vollen Betriebe. In manchen anderen Ländern wollte man jedoch von diesem Brennmaterial lange nichts wissen, in England galt es für gefährlich, in Frankreich begann die Ausbeute erst im 14. und in Oesterreich sogar erst im 18. Jahrhundert. Norddeutschland dagegen machte sich sofort die Entdeckung zu Nutze und begann schon kurz nach 1200 die Ausbeutung seiner Kohlenstätte, wenn auch viele der Lager, wie die schlesischen, sächsischen und die an der Ruhr, erst in unserem Jahrhundert eine große Ausbeutung genommen haben. —

Technische.

— Vernickelung. Eine für die Industrie recht wichtige Entdeckung hat, nach der „Köln. Volksztg.“, Professor Förster in Dresden gemacht. Nickel konnte man bis jetzt auf Eisen und anderen Körpern elektrolytisch nur in Schichten niederschlagen, deren Dicke einige Bruchtheile eines Millimeters nicht überstieg. Versuchte man dickere Schichten zu erzeugen, so begannen diese in Form dünner Plättchen sich von dem zu vernickelnden Körper wieder abzulösen. Die Folge war, daß die dünne Nickelschicht auf Gegenständen, die häufig gereinigt werden müssen, z. B. den Speichen eines Zweirades, Säbelscheiden u. dergl. bald durchgerieben war und der betreffende Gegenstand von neuem vernickelt werden mußte. Professor Förster hat nun gefunden, daß man bei Verwendung eines auf 50 bis 90 Gr. Cels. erwärmten Nickelbades beliebig starke Schichten von zähem, glänzendem und polirfähigem Nickel herstellen kann. —

Humoristisches.

— Rücksichtsvoll. Einem Wiener Börsenbesucher wurde vor einigen Tagen der Ueberrock gestohlen. Als der Herr nach Schluß der Börse seinen Rock nehmen wollte, fand er an dessen Stelle ein Kouvert, in dem sich ein Pfandschein sowie ein Briefchen mit folgendem Inhalt befand: „Lieber Freund! Da ich nothwendig Geld benötigte, habe ich Deinen Rock verpfändet; ich hätte, falls ich ihn verkauft haben würde, fünf Gulden dafür bekommen, um Dir aber nicht wehe zu thun, verfehle ich ihn nur.“ (Unterschrift fehlt.) —

— Ein lustiger Auftritt brachte vor einiger Zeit in San Francisco eine Spiritisten-Versammlung zu einem unerwarteten Abschluß. Eine schlanke, in Trauer gekleidete Dame, die der von einem professionellen Medium arrangirten Versammlung beiwohnte, wünschte mit ihrem dahingeschiedenen William in Verbindung gebracht zu werden, und das Medium versprach, William's Geist erscheinen zu lassen. Wenige Minuten später zeigten sich die schallendsten Umrisse einer Gestalt, und, bebend vor Freude und Furcht, fragte die Wittve: „Bist Du es, Willi?“ — „Jawohl, Geliebte!“ lautete die mit Grabesstimme gesprochene Antwort. — „Das ist ein Schwindel“, rief nunmehr die Frau in entrüstetem Tone, „Betrug und Humbug ist es, denn mein William war — taubstumm!“ —

— Stoßseufzer. Alter Lebemann: „Die Weiber sind Lust für mich. Ohne Lust kann ich nicht leben.“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Kellame-Radfahrerinnen. In einem hiesigen Blatt fand sich dieser Tage folgendes Inserat: „Hübsche, junge Damen, die in ihrer freien Zeit ein hochelegantes, neues Fahrrad gratis Kellame fahren, erhalten sogleich dafür umsonst mit elegantem Kostüm. Offerten unter „Fahrrad“ etc. —

— Ein Preisanschreiben. Der Vorstand des allgemeinen deutschen Sprachvereins Berlin-Charlottenburg hat zehn Preise von je 5 M. für die besten Verdeutschungen folgender Worte aufgesetzt: 1. Cocon, 2. Conditor (Conditorwaren), 3. Confituren, 4. Galanteriewaaren, 5. Materialwaaren, 6. Parfümerien (Parfum, parfümiren), 7. Quincaillerien (Quincaillerieswaaren), 8. Maculatur (maculiren), 9. Jet, 10. Kinetograph. Die Verdeutschungsvorschläge sind bis zum 30. November, mit einem Kennworte versehen, an den Vorsitzenden, Direktor Gardemin, Charlottenburg, Berlinerstr. 138, zu senden. Beizufügen ist ein verschlossener Brief mit demselben Kennworte, der den Namen des Abenbers enthält. —

— Der Eisenbahn-Stationssassistent Kämmerl in Hamburg wurde vom Schwurgericht wegen Körperverletzung im Amte und Meineides zu einem Jahr und fünf Monaten Zuchthaus verurtheilt. Er hatte in einer dienstlichen Meldung einem Komtoirboten fälschlich des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, der Beamtenbeleidigung und der Verübung groben Unugs bezichtigt und, als der Voté darauf angeklagt wurde, diese falsche Meldung vor dem Schöffengericht eidlich bekräftigt.

— In Gleiwitz ist ein Ziegelofen eingestürzt. Der Besitzer und drei Arbeiter wurden getödtet. —

— Bei den Baggerarbeiten im Flußbett der Lippe wurden, wie der „B. Z.“ aus Bielefeld gemeldet wird, zwei Mammothzähne von je sieben Pfund Gewicht gefunden. —

— In dem Jahresbericht des Schweizer Handels- und Industrievereines wird die immer geringer werdende Qualität des Schweizer Käses (Emmenthaler) auf die vermehrte Verwendung von Kraftfuttermitteln zurückgeführt. —

— Aus Brüssel wird gemeldet: Ein Spieler, der in der Spielbank von Spa eine große Summe gewann, wurde nachts auf dem Heimwege ermordet und beraubt. Die Leiche wurde ins Wasser geworfen. —

— Neapel, 19. Oktober. Der Wiener Student Hifam wurde als Leiche im Meere aufgefunden. Er soll von zwei Burischen überfallen, seiner Bauschaft beraubt, getödtet und ins Meer geworfen worden sein. —

— New-York, 19. Oktober. Auf der Eisenbahnstrecke Rock-Sland wurde ein Zug von verumrungen Personen aufgehalten; die Reisenden wurden ausgeplündert. —